

Willem Berger
Jan van der Lans

Phasen und Perioden, die für das Reifen des menschlichen Handelns und des Glaubensaktes nötig sind

Zur Einführung

Der Titel dieses Artikels wurde durch die Redaktion von CONCILIUM formuliert. Wir, die Autoren dieses Artikels, sind Psychologen, haben aber auf unserem Weg zum Priestertum eine volle theologische Ausbildung erhalten. Der formulierte Titel erinnerte uns an eine Unterscheidung, wie sie in moraltheologischen Lehrbüchern gebraucht wurde: da sprach man von der Tat eines Menschen (*actus hominis*) und der menschlichen Tat (*actus humanus*). Die Unterscheidung hatte zu tun mit Verantwortlichkeit, Haftung und Zurechnungsfähigkeit. In der menschlichen Tat (*actus humanus*) offenbare das Subjekt seine entfaltete Denk- und Entscheidungsfähigkeit.

Die Unterscheidung führte zu einer gewissen Weisheit und Milde: ihr lag eine Sicht zugrunde, wie sie sich auch im niederländischen Strafrecht ausspricht, wenn von Personen die Rede ist, die die Widerrechtlichkeit ihrer Handlungen nicht klar einsehen können oder trotz klarer Einsicht ihr Verhalten mit dieser Einsicht nicht in Übereinstimmung bringen können. Eine solche Abgrenzung gibt dem Strafrichter die Möglichkeit zu entscheiden: Dieser Delinquent verdient keine Strafe oder höchstens eine stark herabgesetzte. Er muß aber trotzdem «behandelt» werden, d.h. ihm muß geholfen werden, von «dieser krankhaften Störung seines Geistesvermögens» geheilt zu werden. Und eine oft vorkommende Geistesstörung besteht dann aus einer Entwicklungs- und Reifungsstörung.

In dieser Einführung haben wir natürlich nicht die Absicht, Probleme der Rechtsprechung und Strafbehandlung zur Sprache zu bringen. Es soll lediglich daran erinnert werden, daß Unterscheidungen über die Reifung, d.h. die Reife des menschlichen Tuns, ganz sicher in einem Komplex von Bedeutungen mitgewirkt haben; in diesem Komplex fungierte Gott als Richter, Jesus als Richter im Namen des Vaters, der Priester als Richter im Namen Jesu, und der Mensch als Angeklag-

ter: «Quid sum miser tunc dicturus, quem patronum rogaturus, cum vix justus sit securus.» Und auch: «Qui Mariam absolvisti et latronem exaudisti, mihi quoque spem dedisti.»

Das «Dies Irae» ist zwar – und mit Recht – aus der Begräbnisliteratur verschwunden; die darin ausgedrückten Bilder waren offensichtlich mehr von Angst als von Vertrauen geprägt. Trotzdem ist klar, daß die allgemeine Einladung an uns alle, Mensch zu werden, in den großen Religionen die Bedeutung einer persönlichen Berufung bekommt und zumal im Christentum auch als eine persönliche Antwort auf eine persönlich gehörte Stimme formuliert wird.

Die Frage, die in diesem Artikel zur Sprache kommt, würde demnach lauten: Was wissen wir von der allmählichen Entwicklung der Art und Weise, wie Menschen-Kinder ansprechbar werden; von der Art und Weise, in der das Angesprochenwerden und Antworten Merkmale der Freiheit erhält; und vor allem von der Entwicklung der Art und Weise, in der die Stimme Gottes gehört und beantwortet wird.

Man sollte natürlich den letzten Teil der Fragestellung am besten etwas bescheidener formulieren: Was wissen wir von der Entwicklung, durch die religiöse Reize empfangen und beantwortet werden? Es wird sich zeigen, daß die Ernte der Antworten sehr bescheiden ist, vielleicht sogar enttäuschend sein wird; aber wir hoffen, daß unser Rapport zu Forschung und Experiment anregen wird – was desto notwendiger ist, wenn sich zeigt, daß der Prozeß der Glaubensübertragung, der «Tradition», der «Überlieferung» (im ursprünglichen Sinn der Wörter) an vielen Stellen und aus vielen Gründen ernstlich stagniert.

Entwicklungsstadien des Kindes

Die Entwicklungsstadien des Kindes sind ein bevorzugtes Forschungsgebiet der Psychologie. Die Literatur, die von Forschungen darüber berichtet, nimmt immer mehr an Umfang und an Qualität der Verfeinerung zu. Der schwedische Religionspsychologe Hjalmar Sundén hat eine Reihe von Anmerkungen zu den Chancen religiöser Entwicklung gemacht. Darin referiert er zuerst über den Stand der Entwicklungspsychologie anhand von P. Oesterrieth. Wir übernehmen diese Übersicht; wir wissen zwar, daß solch eine Übersicht – wie sie bei ihm vorliegt – schon lange verbessert wurde und noch immer verbessert wird; für unsere Absicht ist sie jedoch durchaus noch brauchbar.

Während der ersten vier Wochen stabilisiert das Kind seine vegetativen Funktionen. Von der fünften Woche an beginnt es seine Umgebung zu erkennen.

Sechs Monate lang tut es das vor allem schauend und hörend; danach auch greifend und tastend. Es bildet eine Reihe sensoro-motorischer Modelle: Schemata von Modellen des Verhaltens, die für alle späteren Erfahrungen von grundlegender Bedeutung sind. In dieser selben Zeit beginnt sich eine soziale Beziehung zu entwickeln: die Mutter wird erkannt und angelacht, ihre Gebärden und Ausdrücke und die anderer vertrauter Personen werden offensichtlich verstanden.

Vom neunten bis zum fünfzehnten Monat beginnt das Kind Gegenstände nacheinander zu hantieren und beginnt es, diese zu kombinieren. Es wird empfänglich für die Gefühle anderer, reagiert auf «Öffentlichkeit», will diese Öffentlichkeit unterhalten und zeigt sich in Gegenwart Fremder und in neuen Situationen verlegen. Es achtet darauf, was Erwachsene tun und versucht sie nachzuahmen.

In einer ziemlich neuen Untersuchung hat Marian Riksen-Walraven besonders schön dargelegt, wie sehr die Entwicklung des forschenden Verhaltens von der Aufmerksamkeit und dem Kontaktreichtum der Mütter abhängig ist. Unterschiede darin gaben auffällige Unterschiede im Forschungsverhalten ihrer Kinder zu erkennen.

Zwischen dem fünfzehnten und dreißigsten Monat (danach ist das Kind also zweieinhalb Jahre alt) beginnt das Kind zu stehen, zu laufen und lernt zu sprechen. Damit tritt auch eine Art von Unabhängigkeitsverhalten auf; das Kind kann kräftig «nein» sagen, Widerstand bieten und zeigt sich manchmal imstande, die Umgebung zu tyrannisieren. Es mischt sich überall ein, lebt aber gleichzeitig in einer ganz eigenen Welt. Von da aus beobachtet es und ahmt es nach. Gegen Ende des zweiten Jahres offenbart es sich als denkendes Wesen.

In der Zeit zwischen zweieinhalb und sechs Jahren beginnt sich das Kind für seine Altersgenossen zu interessieren; aber es weiß noch nicht, wie es sich zu ihnen verhalten soll. Gesell findet in diesem Lebensalter auffällig so etwas wie Konformismus, aber auch deutliche Selbstbehauptung. Die Bewegungen bekommen mehr Geschmeidigkeit und Sicherheit. Das Kind fängt an, das Universum mittels der Sprache zu strukturieren. Es löst sich von der Bindung an das «Hier und Jetzt»; es beginnt sich Dinge «vorzustellen», das «tun als ob» beginnt, die Neugier nimmt zu und damit verbunden nehmen die Wagnisse zu. Ein erster Anfang von Zusammenwirken ist festzustellen. Im Laufe dieser Periode von rund drei bis dreieinhalb Jahren erreicht die anthromorphisierende Haltung ihren Höhepunkt. Am Ende zeigt sich das Kind manchmal schon zum Aufschub der Befriedigung (delay gratification) imstande.

In der Periode zwischen fünfeinhalb und sechs Jahren bis zu ungefähr neun Jahren öffnet sich neben der eigenen Familie eine neue, größere Welt, die sich auch von der eigenen Familie unterscheidet. Nach dem siebenten Jahr tritt eine Zwischenzeit der Ruhe ein: das Kind geht in sich selbst auf. Aber im Laufe des achten Jahres beginnt wieder eine neue Expansion: Die Kontakte mit der Umgebung nehmen zu; das Kind wird aktiv, energisch und scheint sich selbst immer über treffen zu wollen. Das Denken ist auf die konkrete Welt gerichtet und zeigt animistische und magische Züge. Dabei lernt es immer mehr zwischen seiner Privatwelt und der allen Menschen gemeinsamen Welt zu unterscheiden. Eigentlich lebt das Kind jetzt in drei Welten: 1. der eigenen, geheimnisvollen Welt der Phantasie und der Märchen, in der alles möglich ist; 2. in der Welt des Spiels; 3. in der Welt der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Um das achte Jahr wird der Hunger nach Wissen von dieser gesellschaftlichen Welt immer größer: Erdkunde und Geschichte z.B. regen diesen Hunger maßlos an.

Vom neunten bis zum dreizehnten Jahr kommt diese Entwicklung zu einer Art Vollendung: Dinge und Menschen interessieren das Kind dann mehr als seine eigene Person. Andererseits werden Selbstbestimmung und Selbstkritik deutlich sichtbar. Die Selbstkontrolle wächst in Funktion vom «Wissen, was man will». Um das zehnte Jahr sind großes Gleichgewicht, gute Anpassung, Ruhe und Vertrauen wahrnehmbar. Manche Forscher sprechen von «l'âge de l'enfant parfait». Andere Forscher weisen darauf hin, daß Zehnjährige wachsende Angst vor der Zukunft zeigen, Angst vor Fehlern und vor dem Scheitern: das Kind lernt andere und sich selbst beurteilen. Das Gefühl für das, was sich «gehört» und für das «rechte Benehmen» ist nun entwickelt; das geschah im Umgang mit den Erwachsenen. Von nun an bestimmen die Kameraden, was sich gehört; aber auf diese Gruppennormen hat das Kind durchaus Einfluß: es bestimmt sie mit.

Die intellektuellen Fähigkeiten entwickeln sich zwischen dem elften und dreizehnten Jahr schnell und endgültig. Um das dreizehnte Jahr beginnt die für das Kind typische extravertierte Einstellung, um dann schon bald ins Gegenteil umzuschlagen: die Selbsteinkkehr beginnt.

Das religiöse Leben in den Kinderjahren

Im sogenannten Fragealter (viertes bis fünftes Lebensjahr) fragt das Kind, woher alles kommt und wer es gemacht hat. Es will auch wissen, wer die Welt geschaffen hat, woher der Mensch kommt und was Ster-

ben ist. Auf die Neugier des Kindes wird von den Erwachsenen sehr verschieden geantwortet. Eine der (Verlegenheitsantworten oder überzeugten) Antworten besteht im Hinweis auf Gott oder Jesus. In jedem Fall: Wenn die Religion ins Leben des Kindes eintritt, geschieht es über die gesellschaftliche Umgebung. Die Qualität der Religiosität des Kindes wird denn auch bestimmt durch die Art des Einflusses, den die Eltern ausüben. Oft entsteht eine Vertrauenshaltung gegenüber Gott, die eine Spiegelung vom Verhältnis des Kindes zu seinem Vater ist. In den zunächst sehr konkreten Bildern von Gott wird das Verhältnis des Kindes zu seinem Vater wiedergespiegelt.

Übrigens wissen wir sehr wenig vom religiösen Leben der kleinen Kinder. Für gewöhnlich gleitet das Kind ohne Widerstand in das religiöse Milieu hinein. Es ist so suggestibel, daß es sich Sätze und Gewohnheiten aneignet, ohne daß diese von einer persönlichen Erfahrung getragen werden. Aufgrund der Neigung des Kindes, sich alles so konkret wie möglich vorzustellen, ist das Erzählen biblischer Ereignisse pädagogisch gesehen mehr wert als Erklärungen und Katechismus.

Das so entstehende Gottesbild ist für kleine Kinder wahrscheinlich eine letzte Antwort auf das starke verstandesmäßige Frage- und Erkenntnisbedürfnis. Dieser Gott ist noch keine Antwort auf Hilfsbedürftigkeit und Not. Wohl ist er jemand, an den sich die Eltern in einer bestimmten Art und Weise wenden: ehrfürchtig, in Stille – kurz, in eindruckweckenden Haltungen.

Ein eigentliches religiöses Gefühl tritt wohl – so sagen Börjeson und Larson – zum ersten Male bei Neun- und Zehnjährigen auf. Studenten, die uns ihre religiöse Geschichte erzählten, haben das oft bestätigt.

Das alles könnte – so wieder Börjeson und Larson – zu den Schlüssen führen, daß 1. vor dem neunten/zehnten Jahr keine bewußte Religiosität vorkommt, daß 2. vor diesem Alter ausgesprochener Religionsunterricht (die Verfasser denken an «Sonntagschule») zu nichts dienlich ist: die Kinder verdrehen – notwendig – alles, was ihnen erzählt wird. Gordon Allport, Rümke und der Religionspädagoge Lee kommen zu denselben Ergebnissen. Vergote schließt sich aber Thun und Klingberg an: «Das Kind ist ein religiöses Wesen auf seine Art» und es «denkt» Gott in der Art des offenen und naiven Anthropomorphismus. Nach Klingberg kann aber religiöse Erfahrung schon in den frühen Kinderjahren zustande kommen, und während der späteren Kinderjahre kann das religiöse Leben eine bemerkenswerte Tiefe bekommen. Klingbergs Resultate lassen sich von den Ergebnissen Ulrike Hörbergs stützen, die sie in ihrer Untersuchung «Kind und Religion» vorgelegt hat.

Kann man von religiösen Entwicklungsstadien sprechen?

In dem aufgegebenen Titel dieses Beitrags wird das Wort «Reifung» benutzt. Reifung ist vom Ursprung her ein biologischer Begriff. Und tatsächlich beruht die Entwicklung des Kindes zum Teil auf biologischen Faktoren: sie sind für eine gewisse Gleichförmigkeit verantwortlich, durch die sich Stadien unterscheiden lassen. Die Entwicklung wird aber auch stark durch Lernen und Erfahrung bestimmt. Diese Erfahrung entsteht dadurch, daß das Kind dem gesellschaftlichen Milieu Wahrnehmungs- und Verhaltensmodelle entlehnt, und diese sind nicht nur von Kultur zu Kultur, sondern auch von Fall zu Fall sehr verschieden. In dem einen – unreligiösen – Familienmilieu treten offenbar Großeltern auf und übertragen religiöse Überlieferungen, die in einem anderen unreligiösen Familienmilieu fehlen. Aber es geht nicht nur um Menschen; die materielle und geographische Umgebung kann stark verschieden sein. Der Blick auf einen Friedhof kann Todesgedanken aufrufen; Aussagen über Christus, den Besieger von Tod und Grab, können dann eine Bedeutung bekommen, die bei anderen Kindern ganz fehlt (Andrae 1933).

Darin ist eine gewisse Kritik an empirischen Forschungen enthalten, die zu oft den Anschein erwecken, daß die religiöse Entwicklung größtenteils altersabhängig und kaum milieuhängig ist. Ältere Forschungen über die Entwicklung der kindlichen Religiosität stützten sich mehr auf Belletristik und Autobiographien und brachten so natürlich die Milieufaktoren deutlicher auf den Tisch. Grundlegend für das Verhältnis von Reifen und Lernen, vor allem auf religiösem Gebiet, ist der Einfluß, der vom Verhalten und von den Haltungen der Eltern ausgeht, vor allem der Mutter. Das ist der Grund, warum wir den Entwicklungsstadien, wie W. Gruehn sie beschrieben hat, besondere Aufmerksamkeit schenken wollen.

1. Gruehn meint, schon beim anderthalbjährigen Kind den ersten Ansatz zum Gebet wahrgenommen zu haben.

2. Die Zeit vom zweiten bis zum vierten Jahr nennt er ein vormagisches Stadium. Unter günstigen Milieu-Umständen beginnt das Kind wirklich zu beten und bildet es sich eine Vorstellung von Gott. Die Frömmigkeit des Kindes ist gleichzeitig «wild und ungezügelt»: Gott, das Jesuskind, Engel und Hexen stehen auf derselben Ebene.

3. Das «magische Stadium» dauert vom vierten bis zum siebenten Jahr: Das Kind sieht Gott vornehmlich als «Zauberer»; das Kind betet, um Gott dahin zu bringen, sogar etwas Falsches zu tun.

4. In der Frömmigkeit vom siebenten Jahr an wird die Problematik «frech-artig», «schlecht-gut», «gerecht-ungerecht» vorherrschend. Die Gottesvorstellung ist anthropomorph: Gott ist eine Art Mensch von übernatürlichen Ausmaßen.

Dieses Schema Gruehns setzt ein präreligiöses Stadium voraus. Der Übergang von diesem Stadium zum ersten religiösen Stadium ist wichtig: Gruehn zeigt hier auf die betende Mutter als auf diejenige, die diesen Übergang beeinflusst. Hier stützt er sich auf die Forschung Vogels.

Dieses vorreligiöse Stadium halten viele Forscher für sehr bedeutungsvoll. Alle Funktionen, die ein religiöses Leben ermöglichen, entwickeln sich in ihm. Von besonderer Wichtigkeit ist die Differenzierung zwischen Kind und Mutter; die Entwicklung einer personalen Beziehung ist die direkte Vorbereitung für die religiöse Erfahrung.

In dieser Periode entdeckt das Kind, daß es als ein Wesen existiert, das sich vom Rest der Welt unterscheidet. Die Beziehung zur Mutter wird der Prototyp aller anderen Beziehungen. Einige Religionspsychologen – so auch D.H. Salman – meinen, das Bild der Mutter dürfe als der erste Entwurf des Gottesbildes angesehen werden: eine allwissende, vollkommene, liebevolle Person, von der das Kind ganz und gar abhängig ist und deren Liebe Leben schenkt. Dies ist natürlich noch keine Begriffsbildung, aber eine Erfahrung, die sich in Zuneigung und im Verhalten gegenüber dem Partner ausdrückt. Das Kind erfährt konkret das Dasein dieses Partners und lernt zugleich die Verhaltensweisen, die im Verhältnis zu diesem Partner anzuwenden sind. Paul Vogel machte glaubhaft, daß man bei einem Kinde, das eine fromme betende Mutter hat, religiöses Leben findet, bevor es sprechen kann. Diese erste Phase nennt er die «Periode des wortlosen Muttergottesdienstes». Eine zweite Periode beginnt laut Vogel, wenn das Kind sprechen lernt, Gegenstände zu begreifen und bewußt zu handeln beginnt. Man kann vermuten, daß Gott und die Mutter für das Kind zusammengehören, aber allmählich unterschieden werden, wenn das Kind sprechen lernt und seine ersten Gebete spricht. Diese Phase nennt Vogel «betende Mutterreligion»; er meint, daß sie bis ins achte Jahr dauert.

Gibt man mit Gruehn der Zeit von zwei bis vier Jahren die Bezeichnung «vormagisches Stadium», erhält die betende Mutter – oder, in der moderneren Familiensituation, erhalten die betenden Eltern – wenig oder gar keine Bedeutung. Es ist aber doch wahrscheinlich, daß das Kind weiß, wann die Eltern ihm ein Märchen erzählen und wann sie mit ihm beten. Ist das richtig, so kann es Gott auch von Märchenfiguren un-

terscheiden und dem von Gruehn erwähnten «wildem religiösen Vorstellungsleben des Kindes» kann keine allgemeine Gültigkeit zuerkannt werden, sondern muß in Zusammenhang mit Milieufaktoren gesehen werden.

Sundén möchte die hier besprochene Phase bevorzugt «das Alter der religiösen Entdeckungen» nennen. Er möchte damit betonen, wie wichtig es ist, daß das Kind spontan und frei die Frömmigkeit der Erwachsenen und die Bedeutung, die Gott in ihrem Leben hat, entdecken kann. Salman nennt vier Kriterien, an denen er abliest, ob das Kind solche Entdeckungen gemacht hat: spontane Bewegungslosigkeit, freiwilliges Zuhören, ernste Aufmerksamkeit, stille Freude. Tatsächlich scheint das Kind in diesem Stadium eine emotionale Disposition für das Beten erwerben zu können: es unterscheidet zwischen der Stille, die zu Krankheit und Schlaf gehört, und der Stille, die zum Beten gehört.

Die Meinung Gruehns, Gott sei für Kinder zwischen vier und sieben Jahren vor allem eine Art Zauberer, möchte Sundén dahin modifizieren, daß Kinder dieses Alters eine sehr feste Überzeugung von der Gottesmacht haben können. Im Material Klingbergs begegnet man Beispielen, die zeigen, wie Kinder sich auf diese Macht verlassen.

Zwei Momente in der besprochenen Periode werden noch unsere Aufmerksamkeit anziehen. Zunächst hat Bovet darauf hingewiesen, daß Kinder von sechs Jahren konstatieren, ihre Eltern können nicht alles wissen; wenn die Bedingungen günstig sind, kann das ihr religiöses Leben intensivieren und ihr Gottvertrauen vertiefen. Solche Bedingungen sind die religiöse Familienatmosphäre und religiöse Praxis; das Kind erfährt so, daß seine Eltern Gott unterworfen sind (so Vergote).

Eine zweite wichtige Wandlung können Kinder in diesem Alter erleben, wenn sie die Unvermeidlichkeit des Todes entdecken. Auch diese Entdeckung kann das Kind religiöser machen. Wenn aber Gott und Tod gekoppelt werden (Mama ist beim Lieben Gott), können beide verdrängt werden; dann ist das Ende des Betens und aller religiösen Bedeutungen angebrochen.

Auch über die Kennzeichen, die Gruehn mit der Periode zwischen sieben und fünfzehn Jahren verbindet, ist manche Forschung angestellt worden. Als wichtigstes Kennzeichen nannte Gruehn das anthropomorphe Gottesbild. Clavier (1962) hat diese Vorstellung nuanciert: er findet den Anthropomorphismus der Sechs- und Siebenjährigen einfältig und materialistisch; bei Acht- und Neunjährigen ist Gott regelrecht ein Mensch, aber nicht ganz: Er thront inmitten von Engeln, und man darf und kann Ihn nicht berühren. Bei

Zwölfjährigen begegnet er einem vergeistigten Gottesbegriff: Gott ist überall und unsichtbar.

Noch einmal: Lernen oder reifen

Gibt es nun einigermaßen Klarheit darüber, was in der religiösen Entwicklung dem Lernen und was dem Reifen zuzuschreiben ist? Decouchy (1967) hat diese Frage auf die Anthropomorphisierung des Gottesbildes zugespitzt. Er hat festzustellen versucht, wie Kinder, die katholischen Religionsunterricht erhalten haben, auf das Wort «Gott» reagieren; wie sie es assoziieren. Er stellte die verschiedensten Assoziationen in den verschiedenen Altersstufen fest. Bei den Neun- bis Zehnjährigen begegneten ihm Eigenschaften wie Größe, Allwissenheit, Allgegenwart, Güte, Gerechtigkeit. Bei den Zwölf- bis Dreizehnjährigen fand er Assoziationen, die mehr zur Phase der Verinnerlichung passen: Liebe, Beten, Gehorsam, tröstende Zwiesprache, Zweifel, Furcht. Sundén bezweifelt jedoch, ob der Forscher hier Reifungseffekten oder Unterrichtsergebnissen auf der Spur war, um so mehr, als die Katechese für verschiedene Altersstufen verschiedene Vorstellungen und Eigenschaften Gottes einführt. Trotzdem hält Decouchy es für höchst wahrscheinlich, daß hier von altersgebundenen Reifungseinflüssen gesprochen werden muß.

Die von Gruhn vorgenommene Einteilung in religiöse Entwicklungsstadien beruhte – wie gesagt – hauptsächlich auf Forschungen zum Gottesbild. Eine andere Arbeitsweise hatte Goldman, der bei Piagets Theorie von der Entwicklung des Denkens anknüpft. Piaget hält diese Theorie für biologisch fundiert, so daß darin kein einziges Stadium überschlagen werden kann. Diese Stadien sind:

1. das sensomotorische (bis zu zwei Jahren)
2. das voroperationelle (zwei bis vier Jahre)
3. das intuitive (vier bis sieben Jahre)
4. das konkret-operationelle (acht bis elf Jahre)
5. das formell-operationelle (elf bis vierzehn Jahre)

Solange Stadium 4 noch nicht erreicht ist, spricht Goldman von präreligiösen Kindern; ein Kind, das dieses Stadium erreicht hat, nennt er subreligiös. Ist das formell-operationelle Stadium erreicht, tritt leicht eine negative Haltung gegenüber dem Religiösen auf, die aber zu einer positiven persönlichen Haltung ausreifen kann. Wir bemerken dazu, daß Sundén es nicht für richtig hält, alle Kinder unter acht Jahren präreligiös zu nennen. Vor allem aufgrund vorher schon erwähnten Materials von Klingberg scheint ihm das zu beschränkend.

Erwachsenwerden und Religion

Durch seine Studie über «den jungen Luther» hat E.K. Erikson zunächst seinen Begriff «Identitätskrise» und «Identitätsfindungsprozeß» illustrieren wollen; ferner wollte er zeigen, wie die religiöse Entwicklung bis zu dieser Krise interpretiert und angesteuert werden muß, um in dieser Identitätsfindung ein wirksamer Bestandteil werden zu können; und schließlich, was die Rolle eines Führers oder Beraters in diesem Prozeß sein kann oder muß. Sundén bezieht sich auf Eriksons Begriff Identitätskrise, arbeitet aber diesen Begriff auf eigene Weise aus, wenn er darlegt, wie die religiöse Entwicklung beim Finden eines Erwachsenenplatzes im Leben eine Rolle spielen kann.

In den Kinderjahren hat sich das «Ich» durch Identifizierung entwickelt, zunächst mit der Mutter, danach mit anderen Erwachsenen. Identifizierung bedeutet nicht nur, daß man ein Bild projiziert. Identifizierung mit einem Elternteil bedeutet, daß das Kind zwei Rollen spielen kann: es kann mit der Stimme der Mutter zu sich selbst sprechen und kann mit der eigenen Stimme zur Mutter sprechen, als ob sie gegenwärtig wäre. Das Ich fungiert als Richtschnur in der einen wie in der anderen Rolle. Ganz rollenfreie Situationen gibt es wahrscheinlich nicht.

In der Pubertät weitet sich das Rollenrepertoire aus: durch die Berufsrolle, die Geschlechtsrolle usw. Das sind neue Rollen; sie müssen noch eingeübt und erlernt werden, und solange das noch nicht vollkommen geschehen ist, ist das ein Quell großer Unsicherheit. Andererseits gibt es unvereinbare Rollen (z.B. Bandenmitglied und die Rolle von Sohn und Tochter; oder Glied einer Klostersgemeinschaft und die Rolle des Sohnes, wie im Fall Luthers), und deshalb muß gewählt und entschieden werden! Der heranwachsende Mensch fragt sich, wer er eigentlich ist, was er werden muß, was seine «Berufung» oder «Bestimmung» ist. Das Problem ist dann niemals nur: «Wer bin ich», sondern auch «Habe ich einen Partner? Habe ich jemanden, auf den ich mich stützen und dem ich selbst treu sein kann, trotz allen Rollenwechsels?» Für den Heranwachsenden, der als Kind beten und in einer christlichen Welt leben gelernt hat, kann Christus diese Partnerrolle erfüllen.

Rümke hat darauf hingewiesen, daß alle Heranwachsenden (unabhängig von ihrer Umwelt) erfahren haben, daß sie sinnvoll mit der ganzen Seinswelt verbunden sind und daß dieses Ganze Ursache und Träger ihres Daseins ist. Es kann geschehen, daß diese Reifungserfahrung mit Worten und Bildern in Verbindung gebracht wird, die Überlieferungsgut der eigenen Gruppe sind – derart, daß eine durchlebte Beziehung

zu dieser Ursache und diesem Träger entsteht oder daß die Chance für das Entstehen solch einer Beziehung gründlich gestört wird.

Lassen sich aus diesen Forschungsergebnissen Schlüsse ziehen?

Vergote vertritt die Meinung der auch von ihm hochgeschätzten Forscherin H. Lubienski de Lenal, die sagt, sie erwarte nichts von der gelehrten Psychologie. Und H. Andriessen, der zusammen mit J. Habraken und F. Frijns ein Büchlein publizierte: «Als de boer wakker is, het ontkiemen van geloof uit de ervaring van het kind» (Wenn der Bauer wach ist. Das Aufkeimen des Glaubens aus der Erfahrung des Kindes) versichert mir, daß er gegen vieles in der wenn auch sorgfältigen psychologischen Forschung über die religiöse Entwicklung der Kinder zwei Bedenken habe: die Ergebnisse sind kaum in initiierte katechetische Programme zu übersetzen; aber vor allem: die Ergebnisse dieser Forschung zeigen vornehmlich künstliche unterrichtliche Erzeugnisse – künstliche Erzeugnisse eines Schulsystems, das zu wenig bei den eigenen Lebenserfahrungen der Kinder anknüpft. Er und seine Mitautoren wollen versuchen, all diejenigen, die Kinder in ein religiöses Universum einführen wollen, auf die Echtheit und den Wert ihrer religiösen Überzeugung neugierig zu machen.

Nun, das ist u.E. in jedem Fall ein Streben, das den überall gemachten Wahrnehmungen nicht widerstreitet. Freilich gehen offenbar Autoren in der Meinung

über die Frage auseinander, in welcher Phase von kindlicher Religiosität gesprochen werden kann. Aber die Kritik Sundéns an der Phaseneinteilung Gruehns macht überdeutlich, daß bei der Entwicklung des Glaubens die Beziehung Kind–Eltern den wichtigsten Einfluß hat. Eine eigene ausdrückliche kirchliche Initiation kann niemals die implizite Initiation ersetzen oder verbessern, die sich im täglichen Umgang von Kind und Eltern abspielt. Es scheint sinnvoll zu sein, den Eltern auf ihren Wunsch hin zu helfen, im Umgang mit anderen den Mut zu haben, auf religiöse Weise da zu sein und sich zu zeigen.

Können wir im Lichte des Dargelegten etwas sagen über die «Initiation» junger Erwachsener?

Die psychologisch wichtigste These scheint uns, daß religiöser Glaube nur existieren kann, wenn er in persönlicher Erfahrung verwurzelt ist und sich auf das Zeugnis stützen kann, das andere von ihren Glaubenserfahrungen ablegen. Neue, noch wenig institutionalisierte moderne religiöse Bewegungen zeigen oft einen kräftigen, ausdrücklichen und das ganze Leben durchdringenden Glauben. Dieser Glaube scheint dann meistens dadurch zur Entfaltung gekommen zu sein, daß man durch Krisensituationen wie z.B. die Identitätsfindungskrise dafür empfänglich geworden war und andere durch ihr persönliches Zeugnis die eigene Erfahrung «zur Verfügung gestellt haben». Die Vermittler sind unentbehrlich. Bei solchen neuen religiösen Gruppen ist dann das Initiationsritual meistens die Krönung einer Glaubensentwicklung und deren Bekräftigung.

Literaturhinweise

- Allport, G., *The individual and his religion* (New York 1951).
 Andrae, T., *Det osynliga värld* (Stockholm 1933).
 Börjeson, G., und Larsson, R., *Skolärens psykologi* (Stockholm 1963).
 Bovet, P., *Le sentiment religieux et la psychologie de l'enfant* (Neuchâtel/Paris 1951).
 Clavier, H., *L'idée de Dieu chez l'enfant* (Paris 1962).
 Deconchy, J.P., *Structure génétique de l'idée de Dieu chez les catholiques français* (Brüssel 1967).
 Gesell, A., *Child development. An introduction to the study of human growth* (New York 1949).
 Goldman, R., *Religion thinking from childhood to adolescence* (London 1964).
 Goldman, R., *Readiness for Religion* (London 1968).
 Gruehn, W., *Die Frömmigkeit der Gegenwart* (Konstanz 1960).
 Hörberg-Strake, V., *Barn och Religion* (Uppsala 1966).
 Klingberg, G., *Grundskolärens psykologi* (Stockholm 1966).
 Lee, R.S., *Your growing child and religion* (New York 1963).
 Oesterrieth, P., *Introduction à la psychologie de l'enfant* (Paris 1957).
 Riksen-Walraven, J.M., *Stimulering van de vroegkinderlijke ontwikkeling* (Amsterdam 1977).
 Rümke, H., *Karakter en aanleg in verband met het ongelooft* (Amsterdam 1953).

- Salman, D.H., *Il primo sviluppo della personalità nel bambino cristiano e Sacra Dottrina: Revista Theologica d'Attualità dello Studio Domenicano di Bologna* 50 (1968) 259–263.
 Sundén, H., *Barn och Religion* (Karlskrona 1974).
 Thun, Th., *Die Religion des Kindes* (Stuttgart 1959).
 Vergote, A., *Godsdienstpsychologie* (Den Haag 1967).
 Vogel, P., *Ein Beitrag zur Religionspsychologie des Kindes: Archiv für die gesamte Psychologie*, Bd. 96 (Leipzig 1936).

Aus dem Niederländischen übersetzt von Dr. Heinrich A. Mertens

JAN VAN DER LANS

1933 in Den Haag geboren. Nach dem Abitur in Rotterdam (1953) studierte er Philosophie und Theologie in der Abtei Berne zu Heeswijk-Dinther. 1961 begann er sein Psychologiestudium an der Katholischen Universität Nimwegen. In den Jahren 1964/65 Assistenzstudent an der Abteilung Psychologische Funktionslehre; 1965 Ernennung zum wissenschaftlichen Teilzeit-Assistenten an der Theologischen Fakultät (Abt. Pastoraltheologie) mit der Aufgabe, Unterricht in der Psychologie zu erteilen. 1967 außerdem Übernahme einer Teilzeit-Assistenz bei der Abteilung Kultur- und Religionspsychologie am Psychologischen Laboratorium. 1967 Doktorat (Hauptfach Religionspsychologie, Beifach Sozialpsychologie) mit einer Dissertation

über eine empirische Untersuchung zur Rolle des Pfarrers in den Niederlanden. Danach wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Theologischen Fakultät und der Abteilung Psychologie. Mitglied des Abteilungsrates Psychologie und des Rates und der Forschungskommission der Theologischen Fakultät. Gleichzeitig Mitarbeit in verschiedenen

Beratungskommissionen auf kirchlich-pastoralem Gebiet. Anschrift: Katholieke Universiteit, Psychologisch Laboratorium, Intervakgroep Toegepaste Godsdienst Psychologie M.I.V., Pastorale Psychologie. Anschrift: Erasmuslaan 16, Nijmegen, Niederlande.

WILLEM BERGER

1919 in Utrecht geboren. 1944 zum Priester geweiht. Theologiestudium am Bischöflichen Seminar in Warmond. Sechs Jahre Seelsorgearbeit. Studium der Psychologie an der Katholischen Universität Nimwegen (1954), dann Seelsorger und Personalpsychologe an der Van-der-Hoeven-Klinik in Utrecht. Dissertation: Beurteilung der Eignung zum Priesteramt (1968); Antrittsrede: Lernen, den Sterben-

den beizustehen (1968); «Die letzte Lebensphase», Teil III, Pastorales Geleit (1973); Artikel in «Theologie en Pastoraat» und in «Tijdschrift voor Pastorale Psychologie», deren Schriftleiter er ist. Derzeit Lektor der Religionspsychologie und Pastoralpsychologie an der Katholischen Universität Nimwegen. Anschrift: St. Annastraat 252, NL-6525 HA Nijmegen, Niederlande.